
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 80. Bromberg, den 8. April 1932.

Die Jungfernfahrt der Christabelle

Roman von Alfred Carl.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In den Kabinendecks und in den beiden unteren Etagen mit den Mannschaftsräumen und den Vorratskammern, die besonders unübersichtlich sind, schreitet selbstverständlich die Suche am langsamsten vor.

Hier ist man nach zwei Stunden knapp bis zur Mitte des Schiffes vorgedrungen — während zu gleicher Zeit die beiden obersten Stockwerke schon völlig durchforscht sind, und sich die Kolonnen auf dem dritten, dem Oberdeck, bereits dem Heck zuschieben . . . Man rückt in dieser Etage gerade die Apparate im Gymnastikraum beiseite, stellt in der Bar die Stühle auf den Tisch und räumt alle Flaschen und Becher des Mixers aus den Etageren aus — als die beiden Gruppen der obersten Decks nach Abschluß ihrer erfolglosen Bemühungen zu den hier tätigen Suchern stoßen. Die vielen, fast zu vielen Hände, die jetzt an dieser Stelle zur Verfügung stehen, schaffen die Durchforschung der beiden Räume im Mittelaufbau des Oberdecks in wenigen Minuten — dann wälzt man sich in breiter Front über den ungedeckten Teil dieses Stockwerks hinter den Aufbau — er ist den Passagieren sonst nicht zugänglich.

Der zweite Mast erhebt sich hier, zu beiden Seiten sind zwei Halbklappboote angeordnet, die oben neben dem Tennisplatz keinen Raum mehr fanden, und den übrigen Platz füllen die Ventilatoren aus, die von hier aus frische Luft in die darunter liegenden Maschinenräume führen . . .

Und dieser Teil der „Christabelle“, von den Passagieren bisher kaum betreten, bringt kurz nach vier die niederschmetternde Sensation! Eine seltsame Laune des Zufalls fügt es, daß gerade diejenige unter den hundertfünfzig Menschen, die die Anregung zu der ganzen Unternehmung gab, diese Sensation dem Dunkel des Geheimnisses entreißt! Fast will es scheinen, als ob ein sechster Sinn, eine transzendentale Fähigkeit Frau Lang-Müllers Spürsinn verfeinert: Auf die Rettungsboote war sie von Anfang an aus, hat sich deshalb gleich zu der obersten Gruppe einteilen lassen und ist in jedes der großen Boote hineingeklettert.

Auch jetzt auf dem Oberdeck stürzt sie sich sofort auf eins der beiden Halbklapp-Boote.

„Da . . . da . . . um Gotteswillen, Herr Oelsmann . . .“

Er leitet hier die Streife — „Sehen Sie doch: die Persenning über dem linken Boot ist verschoben!“ Oelsmann folgt ihrem alarmierenden Blick, springt mit ihr auf das Boot zu und schlägt die Persenning zurück, hilft der Schriftstellerin hinein und klettert nach . . .

Mit fahrigen Griffen heben sie Stück für Stück des Inventars des Bootes von seinem Platz — da, unter einem Ruderbrett ein kleines Paket, in Zeitungspapier gewickelt — mit fiebrig zugreifenden Fingern reißt Frau Lang-Müller es hoch! Ein Exemplar der Bordzeitung ist die Umhüllung — es flattert zerfetzt zu Boden — Oelsmann greift es wieder auf: es trägt das Datum des 21. Mai, des vergangenen Tages — schon stößt ihm Frau Lang-Müller mit flatternder Hand ein Bündel tausend-Lire-Noten, eine goldene Uhr und ein goldenes Zigarettenetui entgegen.

„Sofort zum Kapitän!“

Beide haben es sich gegenseitig in die fahlen Gesichter geschrien. Sie springen aus dem Boot, jagen die Promenade entlang der Freitreppe zu — Lebram leitet die Suche im Salondeck, wo bei der Kontrolle der Passagierkabinen die größte Gefahr der explosiven Ausbrüche besteht.

Natürlich ist den andern Teilnehmern der Streife auf dem Oberdeck die jähe Hetzjagd nicht entgangen — aufgepeitscht, die Sensation witternd, stürmt alles hinter ihnen her.

Sie erreichen Lebram in einem kritischen Moment: Cederbloms Kabine wird gerade durchwühlt — der Schwede macht Schwierigkeiten, als ein Matrose wissenschaftliche Aufzeichnungen aus einem Koffer reißt, und der Kapitän muß vermittelnd eingreifen — plötzlich steht Oelsmann vor ihm, das sonst so beherrschte Gesicht zerrissen, daneben die Schriftstellerin mit geweiteten Augen . . . Die Schmucksachen gleiten in seine Hand . . . vernichtend und im Augenblick zu keiner Entgegnung, zu keiner Maßnahme fähig, preßt er sie zwischen den Fingern . . .

„Also doch . . .“ sagt er endlich tonlos . . .

„Ich habe ja gleich gesagt, Herr Kapitän . . .!“

Frau Lang-Müllers Ton ist nicht etwa rechthaberisch, nicht triumphierend — das kalte, bohrende Grauen zittert aus ihr. Kein Zweifel also mehr möglich: unter den einhundertachtzig Menschen auf der „Christabelle“ muß einer sein, der vor gemeinem, überlegtem Raubmord nicht zurückschreckt . . .

„Lassen Sie die Suche in den andern Decks abbrechen, Oelsmann — alles nach vorne ins Vestibül!“ Wenige Minuten später sind die hundertfünfzig Passagiere versammelt.

„Schmucksachen gefunden!“ hat jeden einzelnen von ihnen schon aufgeschreckt — schweigend, mit verstörten Augen und kalkweißen Gesichtern stehen sie vor dem Kapitän, der einige Stufen erhöht auf der Freitreppe Aufstellung nimmt — kein lauter Ruf, kein erregtes Wort, nicht einmal ein scheues Flüstern . . . der eisige Schreck hält jeden starr umklammert . . .

Der Kapitän hebt in der einen Hand die Uhr, in der andern das Etui empor. „Hat jemand von Ihnen diese Sachen bei Herrn Althaus gesehen?“

Es melden sich der Kommerzienrat Elbers, dem der Reeder einmal nach dem Lunch aus dem Etui eine Zigarette anbot — und der Kabinensteward des Salondecks, der Althaus bediente. Er hat eines Morgens, als er einen Anzug zum Aufbügeln aus dem Zimmer holte, beides auf dem Nachttisch liegen sehen. So sind die Schmucksachen einwandfrei als Eigentum des Reeders festgestellt — Raubmord also ohne Zweifel — wer vielleicht doch noch einfach nicht glauben wollte, daß der Mörder sein Opfer in der vergangenen Nacht aus dem Fenster der Kabine stürzte, muß jetzt bekehrt sein — und Frau Lang-Müller behält recht: der Verbrecher rechnete mit der allgemeinen Durchsuchung und wollte seinen Raub in dem kleinen Rettungsboot

sichern — daß man selbst dorthin vordringen würde, setzte er nicht voraus.

Immer noch drückt das starre Grauen jeden wilden Fieberausbruch bei der Schiffsgesellschaft nieder — aufs härteste angepackt senkt man die Köpfe oder klammert sich mit hilflosen Blicken aneinander . . .

Reta Gareen, die unwillkürlich auch hier neben Al Fellnor steht, sucht seine Augen — der triebhafte Wunsch nach Anlehnung an seine Stärke mag es sein . . . Da lähmt sie die Entdeckung, daß Al Fellnor in dieser Stunde — rauchen kann! Wirklich, er hält die brennende Zigarette im Munde — sein großes, braunes Gesicht reckt sich gleichmütig empor, keine Blässe schimmert unter der gespannten Haut, die Augen zeigen wie sonst den Ausdruck gesammelter Schärfe — der grausige Vorfall scheint nicht auf seine Seele zu pressen — nein . . .

Reta kann sich nicht helfen: viel stärker ist das Gefühl bei ihr, als arbeite sein Gehirn gerade jetzt unter höchstem Druck . . . Sie will etwas sagen . . . jähes Erstaunen über diese seltsame Ruhe kämpfen in ihr mit der Erschütterung durch den furchtbaren Mord . . . aber sie bringt kein Wort über die Lippen. Er kommt ihr im Augenblick so verändert vor, so fremd, ja fast abschreckend, herausgehoben aus der Umgebung des hilflosen Entsetzens . . .

Lebrams Stimme, auch in ihr zittert ein Bruch — schwingt sich jetzt mühsam über die Köpfe der dicht gedrängt um die Treppe Stehenden hinweg . . .

„Wir müssen den Raubmord für erwiesen halten — Kriminalisten sind wir Schiffsoffiziere nicht — die Untersuchung muß den Behörden überlassen bleiben. Wir hätten Cospolt sonst morgen am Spätnachmittag angelaufen — die „Christabelle" wird mit äußerster Kraft fahren, und ich hoffe, schon um ein Uhr Konstantinopel zu erreichen. Sollte jemand von Ihnen vorher zur Aufklärung etwas beitragen können, stehe ich ihm selbstverständlich zur Verfügung . . ."

Einen Moment will es Reta scheinen, als ob Al, den sie in dem Gedränge an der Treppe körperlich neben sich fühlt, aufzuckt und etwas sagen will — jäh fliegt ihr Blick auf ihn zu — aber sein Körper hat sich schon wieder entspannt . . . gemessen hebt er die Zigarette zum Munde . . .

In tödlichem Schweigen zerstreuen sich die hundertfünfzig Menschen . . . auch jetzt kein Wort der Entgegnung, keine Frage, kein Ausruf, ja auch nicht einmal ein schwaches Flüstern . . .

Die Feststimmung auf dem Luxusschiff, das vor wenigen Tagen erst hoffnungsvoll zu seiner ersten Fahrt auslief, ist zerflattert, vernichtet, zerschlagen, zerfetzt — mit diesen hundert Passagieren, die sich hier zur Zerstreuung, zur Erholung, zu beschwingter Heiterkeit zusammenfanden, um Alltag und Sorgen zu vergessen, reist auf der „Christabelle" das düstere Geheimnis — reist, mitten unter ihnen und doch nicht greifbar, in entsetzlicher Gestalt der Tod . . .

Die Promenade der „Christabelle" bleibt menschenleer an diesem Nachmittag — kaum einer der Passagiere verläßt die Kabine. Frau Lang-Müller steigt einmal gegen sechs für ein paar Minuten aufs Gartendeck. Der furchtbare Fund, den gerade ihr der Zufall in die Hände spielte, hat ihr Nervensystem bis in die feinsten Fasern erschüttert. Harte Eisenreifen scheinen ihren Kopf zusammenzupressen. Obwohl sie beide Fensterflügel in ihrer Kabine geöffnet hat, erfrischt sie die einströmende laue Luft nicht mehr — der Mai bringt schon hohe Temperaturen im Ägäischen Meer — nur fünf Minuten will sie sich die Brise oben auf dem Deck um die schmerzenden Schläfen knattern lassen. Dann kehrt sie in ihre Kabine zurück — es ist Zeit, sich umzukleiden. Zum Diner überlegt sie, muß man schließlich gehen . . .

Auf der Freitreppe zwischen Salon- und Hauptdeck hört sie — Grabesstille herrscht in den Fluren, das kleinste Geräusch springt, die Nerven in Schwingung versetzend, bösartig auf — wie sich die Glastür, welche die Diele vor den Luxuszimmern vom Vestibül trennt, ganz leise, ganz langsam in den Angeln dreht . . .

So öffnet man doch keine Tür . . .!

Ein Verdacht blitzt in der gesteigerten Erregung dieser Stunden in ihr auf — mit zwei Sprüngen jagt sie ein paar Stufen hinauf und preßt sich hinter einen Pfeiler: Sie sieht einen Mann, die Glastür behutsam wieder schließen . . . jetzt sieht er sich um — es ist Fellnor!

Warum späht dieser Mann, der sonst immer so frei und unbekümmert auftritt, jetzt lauernd, geduckt nach allen Seiten . . .?

Vorsichtig schleicht er durch das Vestibül — man müßte in der Totenstille doch wenigstens seine Schritte dumpf auf dem Teppich hören . . .?

Jetzt entdeckt sie, daß er keine Stiefel trägt, sondern absatzlose Pumps — also soll man ihn nicht hören — um Gotteswillen, was bedeutet das . . .?

Ein eisiger Schreck überrieselt sie: Fellnor bleibt vor der verschlossenen Kabinentür Walkers stehen — beugt sich zum Schloß hinunter, macht sich an ihm zu schaffen — die Tür gibt nach — vorsichtig windet er sich in die Kabine hinein . . . Ein Nachschlüssel, nein, woher sollte er den denn haben — ein Dietrich also . . .? Die Schriftstellerin weiß nachher nicht, daß sie über eine halbe Stunde an den Pfeiler gedrückt gewartet hat, bis sich Fellnor ebenso vorsichtig, ebenso scheu und lauernd wieder aus der Kabine schob, die Tür verschloß und dann in der Diele vor den Luxuszimmern verschwand — sie weiß nichts, die niederschmetternde Viertelstunde hat ihr Gehirn hilflos gelähmt . . .

Dann peitscht die Reaktion sie auf — sie fliegt den Treppenaufsatz empor, stürzt in die Diele zwischen den Luxuskabinen und zu Reta ins Zimmer hinein.

„Um Gottes willen, Reta —" in der Aufregung nennt sie das Mädchen beim Vornamen — „ich habe eben Fellnor in Althaus Kabine schleichen sehen, vorsichtig, damit es niemand merkte — er hat sie mit dem Dietrich geöffnet!"

Reta will gerade das Abendkleid zum Diner zurechtlegen. „Nein, das ist nicht wahr!" schreit sie bestürzt auffahrend der Schriftstellerin entgegen, die in einem Seidensessel zusammengesunken ist. Das kostbare Kleid flattert zu Boden . . .

„Ich habe es mit eigenen Augen gesehen!"

Erschüttert erkennt Reta, daß die Frau mit Gewalt die aufsteigenden Tränen unterdrückt. „Wissen Sie, was das bedeutet . . .? Ja, wissen Sie es . . .?"

„Nein, nein, gar nichts bedeutet das!"

Es soll nichts bedeuten . . . es darf nichts bedeuten . . . drängt gleichsam ihr gepeinigter Blick.

„Oh, ich weiß es, Reta, das ist immer so — es zieht den Mörder stets zurück nach dem Ort seiner Tat! Was suchte er in der Kabine — warum soll ihn niemand sehen, wenn er nichts zu verbergen hat . . .?

Jetzt bleibt Retas Antwort aus —

Mit hängenden Armen und geschlossenen Augen steht sie vor der Schriftstellerin — im letzten Moment reißt sich Frau Lang-Müller hoch, fängt die Taumelnde auf und läßt sie in den Sessel gleiten — sie hat zwanzig Jahre mehr vorüberziehen lassen und glaubt sich stärker als sie . . . Zärtlich, behutsam streicht sie über Retas Haar. „Sie müssen die Zähne zusammenbeißen, Kind — Sie müssen es. Ich . . . ich — es bleibt mir ja nichts anderes übrig, ich muß zum Kapitän . . ."

Mit wildem Sprung fährt Reta wieder auf und klammert ihre Arme um den Hals der andern. „Um Himmels willen nicht — nein — das dürfen Sie nicht — ich bitte Sie, ich flehe Sie an . . . nein . . . bitte, wenigstens heute noch nicht . . ."

Auch Frau Lang-Müller schlingt ihre Arme um den Hals und flüstert ganz dicht an ihrem Ohr: „Ich verstehe ja, o gewiß, ich verstehe Sie gut — aber das darf ich doch nicht — fast zweihundert Menschen auf diesem Schiff sind jetzt von Mißtrauen gegeneinander zerrissen . . ."

Doch es zeigt sich, wieviel elastische Kraft Reta Gareen zu Hilfe holen kann. Sie löst sich von der Schriftstellerin, drängt ihre bohrende Verzweiflung zurück und darauf mit erzwungener Ruhe zu ihr: „Ich muß glauben, was Sie gesehen haben — ich kann auch Ihre Erklärung nicht widerlegen — es scheint keine andere zu geben . . . Aber bis jetzt ist auch mein Gefühl nicht widerlegt, und das spricht noch für Fellnor! Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Frau Lang-Müller: Schweigen Sie bis Konstantinopel — ich werde versuchen, hinter das Geheimnis zu kommen — ich kenne ihn wohl schon am besten auf diesem Schiff, und mir gelingt es vielleicht. Bitte versprechen Sie es mir — bis Cospoli!"

„Gut, Reta!" erwidert Frau Lang-Müller einfach und preßt ihre Hand.

Ihre Verbundenheit mit diesem mutigen Mädchen hat gesiegt — sie gibt nichts auf die Chance, an die sich Neta hier klammert, aber sie will sie ihr lassen — bis Cospoli kann Fellnor ja nicht herunter von der „Christabelle" . . .

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung.

Wenn sich der Tag zur Neige rüstet,
Die Hände ruh'n im Dämmerschein,
Dann treten still, wie traumverloren,
Viel liebe Gäste bei mir ein.

Die Bilder meiner Lieben grüßen
Mich freundlich aus der andern Welt.
Ich sitz' zu meiner Mutter Füßen
Und ihre Hand die meine hält.

Gespielen aus den Jugendtagen,
Ich sehe sie in bunten Reih'n,
Ich bin so froh — ach welch' Behagen,
Noch einmal wieder Kind zu sein!

Es ist bei mir, ich fühl's zufrieden,
Auch mein geliebter Kamerad.
Wir wandern wieder treu hienieden,
Bestreut mit Blumen ist der Pfad.

Erinn'rung, man wird dich stets umwerben,
Weil dich ein güt'ger Gott uns gab.
Ich werde nicht verlassen sterben;
Denn du begleitest mich ins Grab.

Maria Swensitzky.

Goethestätten.

Ein Besuch in Sesenheim.

Das Gymnasium ist durchlaufen. Der Weg zur Universität steht offen. Welche Hochschule soll gewählt werden? Ich entschließe mich für Straßburg im Elsaß. Möglichst weit in die Welt hinaus — bisher habe ich nur die Bahnstrecke Schönlanke — Kreuz — Posen — Bentschen — Züllichau gekannt! An den Rhein, Deutschlands Strom, ins umkämpfte Elsaß, zu dem gotischen Münster Erwins von Steinbach! Hatte doch gerade der junge Goethe in Straßburg einen entscheidenden Anstoß und erste Klärung im Verkehr mit Herder gefunden.

Das war eine Fahrt durch das deutsche Land, bei der das Auge nicht aus dem Staunen herauskam und das Herz weit wurde!

In Straßburg am späten Abend angekommen, ging ich gleich am Münster vorbei, um einen erhabenen und erschauernden Eindruck des Wahrzeichens deutschen Wesens zu bekommen. Des anderen Tages ging's auf die „Budensuche". Am liebsten hätte ich in dem Zimmer gewohnt, das Goethe während seines Straßburger Studienaufenhaltes 1770 — 71 im Hause Alter Fischmarkt Nr. 36 innehatte. Aber das ging nicht. Und da ich in dem engen Häusergedränge der alten Stadt als Landkind bedrückt wurde, zog ich nach dem Vorort Ruprechtsau hinaus und hatte jeden Morgen einen schönen Spaziergang an der Orangerie vorbei zur Universität. Leider lag meine „Bude" über einer „Schweine- und Ochsenmetzgerei", und als die linden Lüfte des Frühlings erwachten, mehrten sich die Düfte, so daß ich nach einem Monat in das Thomasstift, ein Konvikt für Theologiestudenten umzog, wo ich Stubennachbar des Inspektors, des damaligen Privatdozenten und jetzigen weltberühmten Missionsarztes D. Albert Schweizer, wurde.

Als ich das Gymnasium zu Züllichau verließ, hatte ich dem Deutschlehrer, Professor Herm, einem großen Goetheverehrer, versprechen müssen, von Straßburg aus Sesenheim, den Schauplatz des Idylls „Goethe und Friederike" aufzusuchen und ihm eine Karte von dort zu senden. Aber die Stadt Straßburg mit ihren interessanten Bauten und malerischen Straßen, der Rhein, der Schwarzwald und die Vogesen reizten mich zunächst mehr. Auch hier konnte man gelegentlich auf Goethes Spuren stoßen. So bei Besteigung des Münsters, auf dessen Plattform am Turm die Namen Goethe, Lenz, Lavater außen einmal und innen ein zweites Mal eingekratzt sind, dazu noch Herder. Hierbei bekam ich übrigens eine Lehre, daß man berühmten Männern nicht alles nachmachen soll. Als ich den Turm bis in die „Laterne" emporgestiegn war und oben, 142 Meter hoch, frei stand, mich mit der Hand an dem historischen Ring festhaltend, war ich mit der wunderbaren Aussicht auf die rheinische Tiefebene, den Schwarzwald im Osten und die Vogesen im Westen, nicht zufrieden, sondern wollte mich, wie Goethe und die anderen Genies der Sturm- und Drangzeit, „verewigen". Zog also das Taschenmesser heraus, um meinen Namen in den roten Sandstein einzukratzen. Dabei riß ich den Hausschlüssel mit heraus, der nun seinem Zuge in die Tiefe folgte. Glücklicherweise wurde er auf der Plattform von einem „Schweizer", einem Kirchendiener, aufgefunden und mir wieder ausgehändigt. So lief also diese Nachahmung großer Männer noch glimpflich genug für mich aus. Aber seitdem habe ich niemals mehr meinen Namen eingekratzt oder eingeschnitten, auch nicht an den berühmtesten Stätten.

Die eingehende Beschäftigung mit dem Bau und den Bauformen des Münsters ließ mich tiefer in die Gedanken Goethes und seiner Schrift von deutscher Baukunst eindringen.

Als das Sommersemester sich seinem Ende zuneigte, dachte ich an den Besuch von Sesenheim. Nachdem ich alles gelesen hatte, was mit der Sesenheimer Episode zusammenhängt, um ein Urteil über das Verhalten Goethes zu bekommen und um in rechter Stimmung alles auffassen zu können, suchte ich mir einen schönen Sommertag aus und fuhr in die Ebene hinaus. Das ist keine große Reise, nur 34 Kilometer Bahnfahrt längs des Rheines entlang nach Nordosten, aber im Vergleich zu den Schwarzwald- und Vogesenfahrten eintönig und nur wegen des Goethe-Idylls interessant.

Über diesen Besuch Sesenheims habe ich eine tagebuchartige Aufzeichnung gemacht. Sie ist sachlich und hält nur das Wissenswerte fest. Von den persönlichen Empfindungen steht nichts darin. Und doch waren es Stunden, die mir unvergeßlich geblieben sind. Ich habe später andere Goethestätten aufgesucht: Frankfurt, Weimar, Wetzlar usw., aber keine hat mich mehr so berührt wie Sesenheim. Ob's daran lag, daß ich selber gleich jung war?

Über den Friedhof schritt ich und kam zum evangelischen Pfarrhause. Ein ganz modernes Haus zeigte sich mir, 1835 erbaut. Auf dem Hofe steht die alte Pfarrscheune, ein Fachwerkbau wie alle andern, die Holzteile schwarz, die Fachwerke weiß getüncht. Neben dem Pfarrhause, durch eine Seitenstraße getrennt, steht die Wache. Dann begab ich mich zum Gasthaus zum Ochsen, beschaute das von dem Dichter Gustav Adolf Müller („Die Nachtigall von Sesenheim") angelegte Friederikenmuseum mit Bildern von Goethe und Friederike, Straßburg usw., Autographen von Goethe, Jung-Stilling, Lavater usw., der Spulhaspel Friederikens, dem alten Wetterhahn der Kirche, den Goethe erwähnt in einem Briefe an den Aktuar Salzmann in der Zeit der Entsagung, einige Überreste ihrer Schwester Maria Salome Marx „Olivia" aus Meißenheim. Unten zeigte mir der Ochsenwirt die Taufbücher des Pfarrers Brion (1760—1787), in denen alle Familienmitglieder als Paten eingetragen sind, fünfzig mal. „Friederika Elisabetha Brionie zeigt sich 13 mal als „Göttel". Goethe und Lenz sind nie als „Pfetter" eingetragen, wohl aber Lenz Freund, ein Hauptmann aus Fortlouis. Gillig setzte mir auseinander, wie auch große Männer irren könnten, bewies, daß Friederike die dritte Tochter sei. Wann sie geboren, schwanke, aus der Angabe der ersten Kommunion lasse sich

schließen, daß sie 1752 oder 1754 geboren sei. Dann mußte ich mich in das 1896 angelegte, reichhaltige Fremdenbuch einschreiben und schickte die versprochene Ansichtskarte an Professor Herm.

Von da suchte ich den Hügel „Friederikenruh" oder Goethehügel auf, gegenüber dem Stationsgebäude. Dieser Hügel war vergessen, dort war später ein Kartoffelfeld. Erst Albert Grün, der Dichter eines Schauspiels „Friederike" wirkte für die Wiederherstellung. Im Jahre 1880 wurde er von Goetheverehrern erworben und nach einer Untersuchung durch Professor Dr. Ernst Martin aus Straßburg (es fand sich eine Münze Totilas und unten ein Skelettgrab mit goldenem Arm- und Fingerring und einem Bronzekrug) mit Kies aufgeschüttet und durch Anlagen geschmückt. Es führt ein sich kreisförmig teilender Weg zwischen dichtverwachsenen Buchen hinauf zu einer offenen Laube, in der über einer Bank die Inschrift „Friederiken Ruhe" angebracht ist.

Von diesem idyllischen Plätzchen ging ich im Sonnenbrande nach Dalhunden, einem kleinen Orte mit weißgetünchten, straßengiebeligen Häusern und kam wieder zurück, um die Goetheeiche aufzusuchen. Aber ich irrte lange in dem prächtigen „Oberwalde" umher, überall die Eidechsen und anderes Gewürm aufschreckend, ohne den gesuchten Wunderbaum zu finden. Enttäuscht und mißmutig wollte ich den Heimweg einschlagen, als ich auf die Goethe-eiche stieß. Es ist dies ein prächtiger Baum, hart neben dem alten Kanal. Mit ihr wächst aus derselben Wurzel und aus ihrem Stamme ein wilder Apfelbaum hervor. Sie ist mit einer Tafel „Goetheeiche" versehen, der gegenüber eine Bank zum Ausruhen einladet. Dieses Naturwunders hat sich die Volkssage bereits bemächtigt: „Saß einst an einem Sommertag Herr Goethe mit des Pfarrherrn Kind unter dieser Eiche. Und sie aßen zusammen einen Apfel, den das Mädchen von Hause mitgenommen. Unbemerkt fiel ein Apfelkern nieder zu der Eiche sich breitenden Wurzeln. Da sprach Herr Goethe zum Mädchen von Trennung und Scheiden und küßte sie warm auf ihre rosigen Lippen. Sie aber weinte. Eine Träne perlte hinab zum Kern und benetzte ihn und die Erde, in der er lag. Und da sie sich erhoben, um heimzukehren, und in heißem, schmerzlichem Kusse sich umschlangen, da trat Goethes Fuß den Kern in den Boden, der Kern aber sproßte und reifte, und Apfelbaum und Eiche stehen als sinniges Denkmal inniger, leidvoller Liebe" (Gustav Adolf Müller). Eiligst schritt ich dann dem Bahnhof zu und konnte noch den Zug um ¾6 Uhr benutzen.

26. Juli. **Sesenheim.** Mittags führte ich endlich meinen langgehegten Wunsch aus. Schon vorher hatte ich Goethes „Dichtung und Wahrheit" zu diesem Zwecke gelesen. Sesenheim, vor Goethe Sessenheim (Sesv Kosenamen für einen mit sisna — Zaubergesang zusammengesetzten Namen), urkundlich 775, hat 1000 Einwohner, zwei Drittel lutherisch und ein Drittel katholisch. Ich ging die Straße mit den kleinen weißgetünchten, zum größten Teil mit Wein umrankten Häusern hindurch an dem evangelischen Schulhaus vorbei, das an der Stelle des alten grasbewachsenen Baubankanal steht, die Dorflinde grüßend zum alten Kirchlein. Dies ist ein schlichter Bau aus dem 15. Jahrhundert. Sie ist mit Ausnahme des 1879 umgebauten oberen Turmteiles genau dieselbe wie zu Goethes Zeit. Über den Grabstein des letzten grundherrlichen Fleckensteiners schritt ich hinein, bestieg die alte Kanzel, auf der Vater Brion und Lenz predigten, saß in dem holzumgitterten kastenartigen Pfarrstuhl links vor dem Chore — er ist so eng, daß zwei Personen sich tüchtig „drücken" müssen — und stieg zur Orgel, auf der der „alte Schulmeister" spielte. Die Kirche ist Evangelischen und Katholischen gemeinsam, im Chore befinden sich an den Seiten versteckt Beichtstuhl und Marienbild.

An der äußeren Südwand der Kirche stehen die beiden Grabsteine der Eltern Friederikens, mit eisernen Klammern befestigt. Auf dem Grabstein des Vaters, der am 14. Oktober 1787 starb, steht: Hier schläft in seinem Erlöser der hochwürdige und hochgelehrte Herr Johann Jakob Brion. Treueifriger Lehrer hiesigen Kirchspiels. Seines Alters 70 Jahre 6 Monate.

Stehe still und weine,
Christ und Menschenfreund!
Hier ruhen die Gebeine
eines Mannes, der vereint
Tugend pries und Tugend übte,
Gott in seinem Leben liebte.

Der Grabstein der Mutter ist geplatzt und stark verwittert. Er trägt oben einen Totenkopf mit Kreuz. Die Inschrift besagt: Magdalena Salomea Brion geb. Schoell gestorben ihres Alters 62 Jahre und drei Wochen am 3. April 1786.



Bunte Chronik



* **Es regnet Fische.** Aus dem Mittelalter sind uns viele Fälle überliefert worden, in denen angeblich als Vorzeichen kommender Kriegsnot Blut vom Himmel fiel. Die unbeeinflußte Untersuchung derartiger Meldungen ergab, daß es sich um den roten Blütenstaub nordischer Kiefern handelte, der mit dem Wind nach Süden getrieben worden war. Auch Schwefelregen ist verschiedentlich beobachtet worden, und der letzte Vesuvausbruch brachte in Deutschland Aschenwolken. Ebenso soll es schon Schnecken, Haselnüsse und Käferlarven geregnet haben. Von Fischen, die aus den Wolken fielen, war dagegen bisher noch nichts bekannt. Die Bewohner der Gegend von Kalutara auf Ceylon werden die ersten gewesen sein, die dieses Naturphänomen beobachten und anschließend praktisch ausnutzen konnten. Nach einem sturmartigen Wind prasselten, mit Regen vermengt, Fische und Frösche zu Tausenden und Abertausenden auf das Land nieder. Die Ceylonesen glaubten natürlich an ein Geschenk der Götter. Die wissenschaftliche Untersuchung des Phänomens ergab, daß eine Windhose vom Meer her über das Land hinweggezogen war. Zweifellos hatte diese mit dem Wasser zugleich die Fische aufgesaugt. Dann war sie am Ufer entlang gezogen, wo noch geknickte Bäume ihren Weg bezeichneten, und hatte die von einem vorausgegangenen Regen herausgelockten Frösche in ihren Strudel hineingezogen. Ein entgegenkommendes zweites Gewitter muß dann die Windhose zerstört haben, so daß mit den ersten schweren Regentropfen auch die Fische und Frösche fielen.



Lustige Rundschau

Wörtlich.



Ein Schupo geht auf einen Ziehharmonikamann zu und sagt:

„Begleiten Sie mich!"

„Gern, Herr Wachtmeister! Wat woll'n Se singen?"

*

Der Besuch.

Aufseher zum Sträfling: „Morgen kommt der Landesfürst ins Zuchthaus . . ."

Sträfling: „Holla! Was hat denn der ausgefressen?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.